

1694 C

UC-NRLF



8 2 803 104

E  
168  
M32  
1913  
MAIN

Ausleihzeit: Mittags von 12—1 Uhr, Abends von 5— $\frac{1}{2}$  Uhr.

# Vorschriften

für die

## Benutzung der Bibliothek

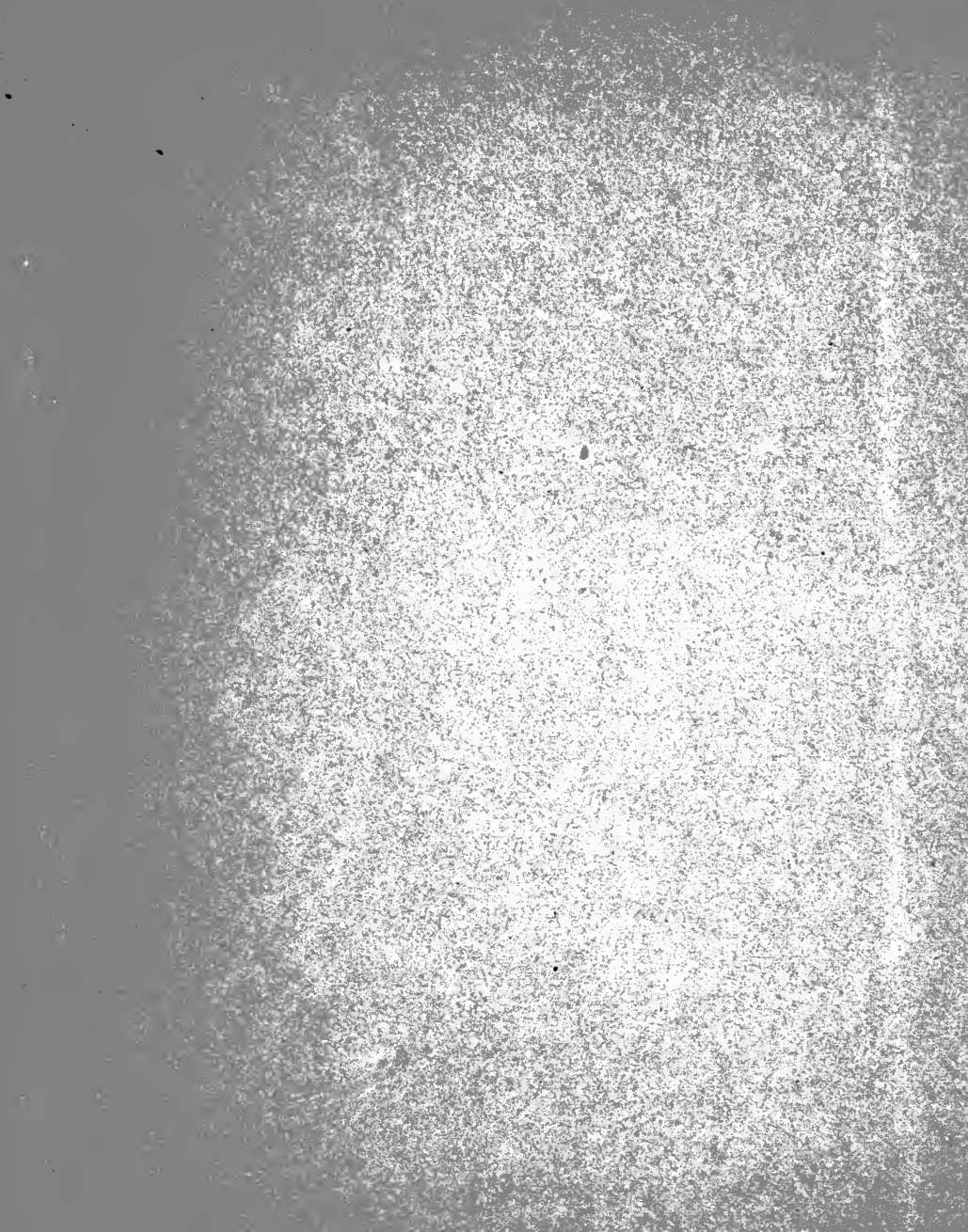
der Öffentlichen Lesehalle zu Jena.

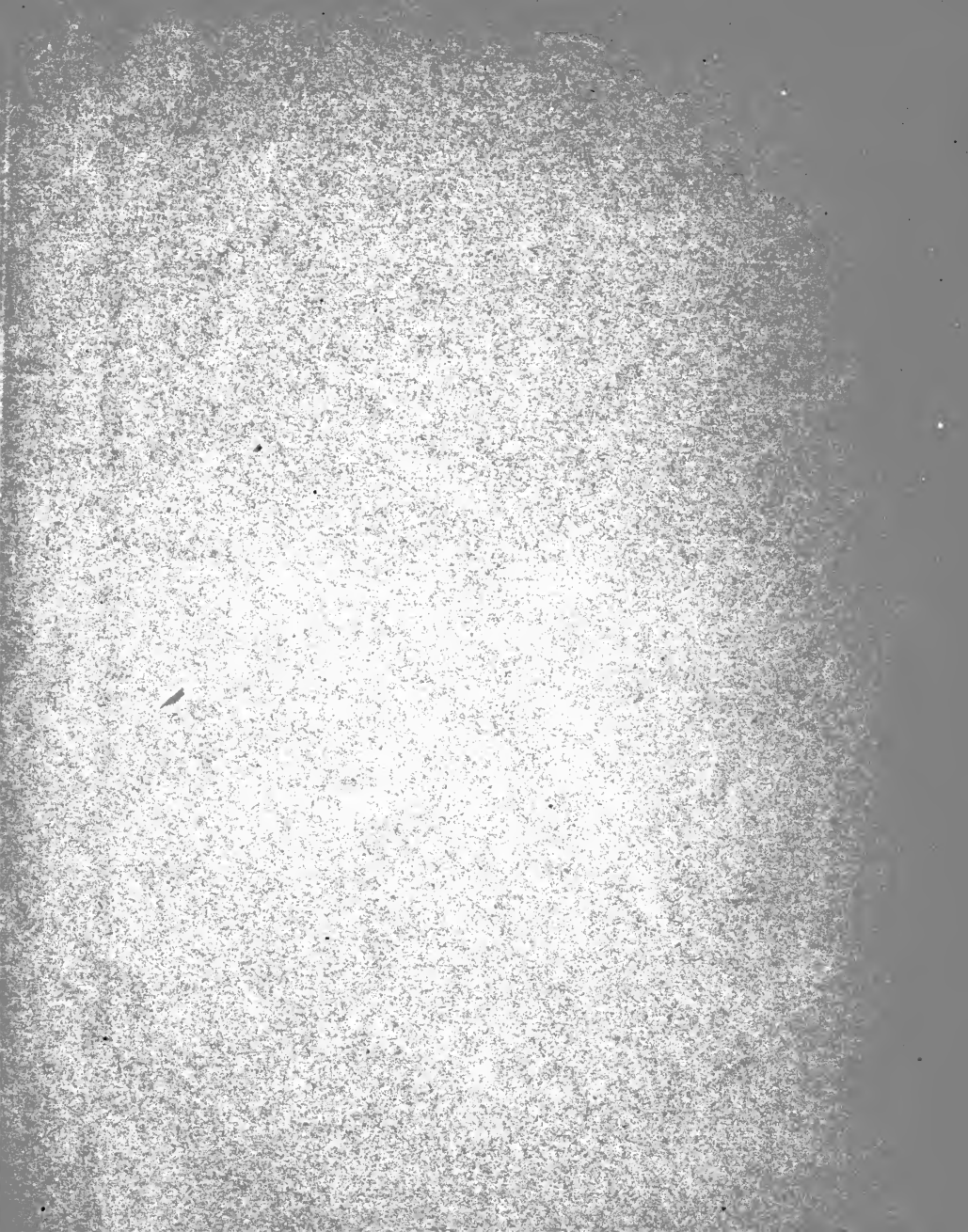
1. Die gelbe Leserkarte berechtigt zur Entnahme eines Romans und eines oder mehrerer Werke aus den übrigen Abteilungen der Bibliothek. Auch kann der Entleiher eine zweite, grüne Karte erhalten, welche ihn berechtigt, außerdem noch Bücher aus den belehrenden Abteilungen zu entnehmen.
2. Die entliehenen Bücher müssen spätestens 3 Wochen nach Empfang zurückgestellt werden. Wird diese Frist verläuft, so hat der Entleiher für jeden weiteren Tag 5 Pfennige, nach einer Woche täglich 10 Pfennige zu zahlen. Bleibt auch eine schriftliche Mahnung erfolglos, so werden die Bücher auf seine Kosten abgeholt.
3. Es kann jedoch, sofern keine Vormerkung auf das betr. Buch vorliegt, eine Fristverlängerung von abermals 3 Wochen gestattet werden, wenn der Entleiher mit Angabe des Fälligkeitsstempels und der Signatur des Buches darum nachsucht.
4. Jeder Entleiher ist für Beschädigung oder Verlust des entliehenen Buches bis zur Höhe des verursachten Schadens haftbar.
5. Wer die entliehenen Bücher noch nicht zurückgegeben hat oder der Bibliothek Strafgeld bzw. Ersatz schuldet, erhält kein neues Buch; auch findet kein Umtausch innerhalb desselben Tages statt.
6. Der Entleiher hat, sobald in seiner Wohnung eine ansteckende Krankheit ausbricht, solche sofort anzuzeigen und die Bücher zurückzustellen.
7. Niemand ist berechtigt, die von ihm entliehenen Bücher an andere Personen weiterzugeben.
8. Die Bücher sind vor dem Wegtragen in Papier einzuwideln und eingewidelt zurückzubringen.
9. Wohnungsveränderungen sind baldigst zu melden.
10. Wer diese Bestimmungen und die der Bibliotheksordnung übertritt, kann von der Bücherbenutzung ausgeschlossen werden.

Sonntag 11—12 Uhr.



CG 1390







A. K. work. 8. Hist. Amer. I, 42 (4).

= 1. Aufl.

Rev.

V. 1888

# Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika

Eine hamburgische Abschiedsrede

von

Erich Marcks

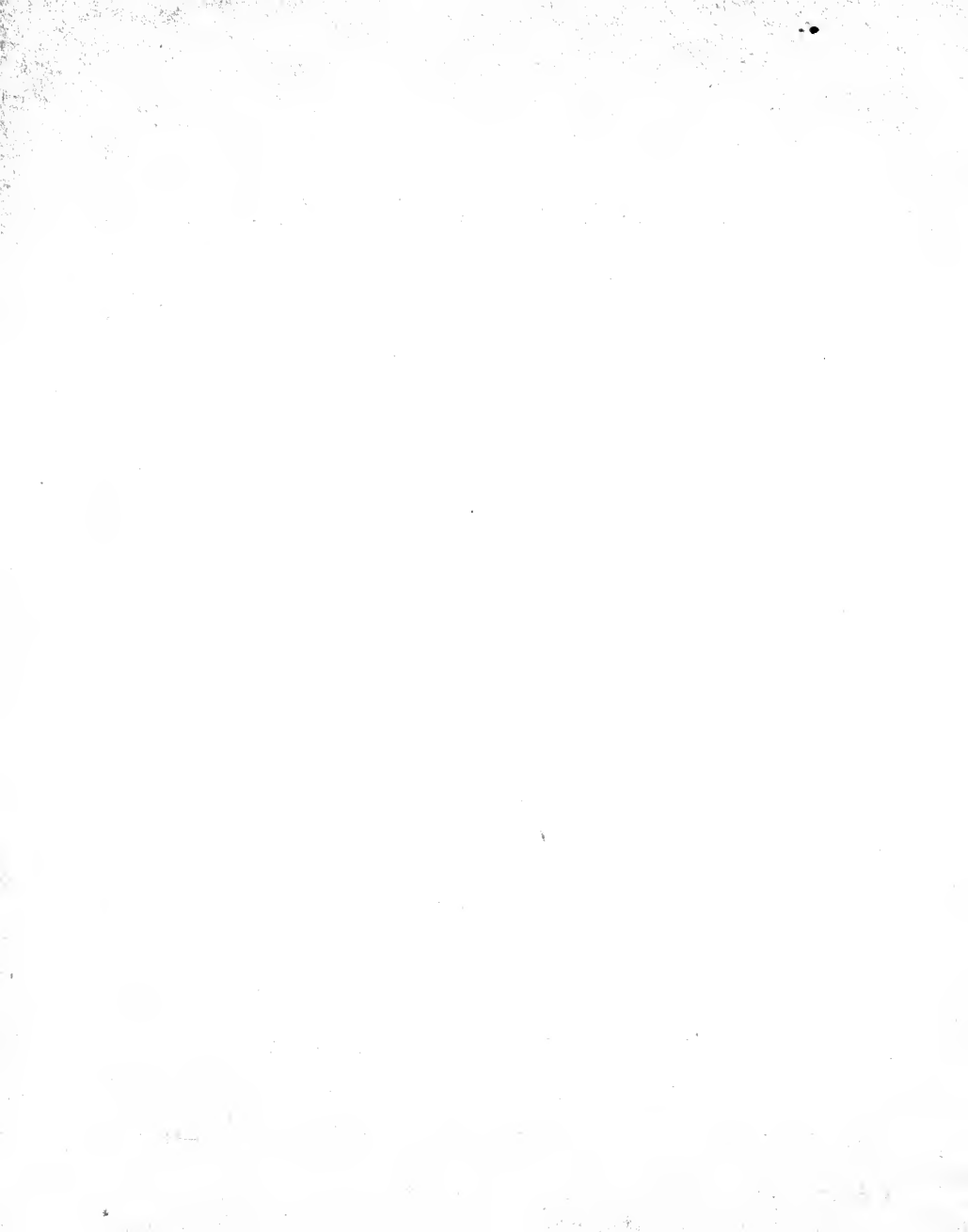
2. Auflage

Unveränderter Abdruck



1913

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig





G 1394

# Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika

Eine hamburgische Abschiedsrede

von

Erich Marcks

2. Auflage

Unveränderter Abdruck



1913

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

14 1128

LOAN STACK



Druck  
der Spamerschen  
Buchdruckerei in Leipzig

~~1694C~~

E

168

M32

1913

**Dem Senator Dr. Werner von Melle  
in herzlicher Verehrung**



**I**ch bin zur Niederschrift und Veröffentlichung der Abschiedsrede aufgefordert worden, die ich, im Begriffe, an die Universität München überzugehen, im Großen Saale des Vorlesungsgebäudes an der Edmund-Siemers-Allee an diesem 11. Juli gehalten habe. Ich habe nur hier und dort eine Einzelheit hinzugefügt; sollte der Druck der Rede überhaupt berechtigt sein, so mußte Farbe und Ablicht der Stunde ganz erhalten bleiben. Ich rechne darauf, daß auch meine gütigen amerikanischen Wirte sie nehmen, wie sie ist, als Rede, und daß sie Mißverständnisse, die dem Ausländer nicht erspart zu bleiben pflegen, in Freundlichkeit berichtigen und verzeihen.

Sie knüpft innerlich und äußerlich an die frühere an, die ich beim Antritt meines Amtes in der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung am 8. Oktober 1907 gesprochen habe und die unter dem Titel „Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland“ 1907 als Sonderheft bei Leopold Voß in Hamburg und 1911/12 als Teil einer größeren Sammlung im II. Bande meiner „Männer und Zeiten“ bei Quelle & Meyer erschienen ist.

Die innerliche Meinung dieser Abschiedsrede faßt sich noch einmal in der Widmung zusammen, die sie auf ihrer Stirne trägt.

Hamburg, 22. Juli 1913.





## Meine Damen und Herren!

**D**er verehrte Leiter der Oberschulbehörde und der Wissenschaftlichen Stiftung hat mit der gütigen und feinfühligem Fürsorge, an die er mich seit nun fünfzehn Jahren gewöhnt hat, mir die Gelegenheit dargeboten, nach diesen fünfzehn Jahren ununterbrochenen Zusammenhanges mit Hamburg, von denen die letzten sechs dem dauernden Aufenthalt in Hamburg gehört haben, in diesem Saale, der nun auch seit zwei Jahren die Heimat meiner öffentlichen Wirksamkeit gewesen ist, Abschied zu nehmen von dem Hamburg, zu dem ich so lange und so oft von den Gegenständen meiner wissenschaftlichen Beschäftigung reden gedurft. Ich habe die Anregung dankbar ergriffen. Ich möchte mein Lebewohl sagen, indem ich auch heute aus meinem Berufe heraus zu Ihnen spreche, die dieser Sommerabend noch einmal an der alten Stätte zu meiner wehmütigen Freude mit mir zusammengeführt hat. Aber freilich, in dieser Ferienzeit, nicht mit eigentlich wissenschaftlichem Vortrage wie sonst; ich bitte darum, Ihnen heute

eine leichtere Kost vorsetzen zu dürfen – eine Art, sofern ich es vermag, von Plauderei: Eindrücke einer Amerika-fahrt. Ich bin, vom Februar bis zum April 1913, zwölf Wochen lang in den Vereinigten Staaten gewesen, eingeladen zu einer akademischen Vorlesungsreihe, zur Eröffnung der von Jakob Schiff gestifteten Gastprofessur „zur Pflege deutscher Kultur“ an der Cornell-Universität zu Ithaca im Binnenlande des Staates New York; ich habe dort die größere Hälfte jener Zeit verbracht, fünf Wochen daneben in Städten und Universitäten an der Ostküste, von Boston in Massachusetts bis Richmond in Virginien, und in den mittleren Westen hinein bis Chicago und bis Madison in Wisconsin. Es war nur eine kurze Spanne Zeit; es war nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Riesengebiet dieses Reiches. Ich war drüben um zu arbeiten, nicht zumeist um zu beobachten; natürlich habe ich getrachtet, auch zu sehen und zu hören. Die großen Erscheinungen und die großen Probleme der amerikanischen Gegenwart drängen sich ja dem Gaste auf, in Wirtschaft und Gesellschaft, in Weltanschauung und Kultur, in Verwaltung und Politik, in Einwanderung und Rassenzukunft. Aber ich habe mir nie eingebildet, in diesen großen und schweren Dingen mehr als ein wenig Anschauung, Anregung, Farbe, als eine Reihe

allgemeiner Fragen und dazu allerlei Einzelheiten mit mir zu nehmen. Etwas mehr vielleicht auf dem Gebiete meiner persönlichen und beruflichen Interessen – so sehr ich auch da mir bewußt bin, doch nur dies und das gesehen und nichts vertieft oder gar ausgeschöpft zu haben. Aus zwanzigjährigen, breiten und eindringenden Erfahrungen hat Hugo Münsterberg sein Buch über die Amerikaner geschrieben, das ja auch diese Gegenstände der historischen und akademischen Kultur stoffreich und geistreich erörtert. Ich spreche zu Ihnen, meiner Grenzen bewußt, von den raschen Eindrücken, die sich da eben doch dem Fachmanne in mir geboten haben: dem Historiker, dem Professor, insbesondere – davon am Schlusse – auch dem hamburgischen Professor.

Dem Historiker? Was kann er denn in Nordamerika an Historischem sehen? Sie kennen das alte Wort von der Geschichtslosigkeit des Amerikanertums. Du fährst in den weiten Hafen von New York ein und wirst von der Gegenwartigkeit dieses Lebens überwältigt. Da liegt zur Linken das graufame Einwandererelb auf Ellis Island, da ragen rechts die Riefenhäuser von Manhattan in den Himmel hinauf, wahrlich geschichtslos, noch immer ein ästhetisch ungelöstes Formproblem, wie so viel Schmalheit der Grundlage

mit so viel Höhe dieser 20, 30, 50 Stockwerke sich verfühnen lassen solle, aber kühn, selbstverständlich, großartig in ihrem rastlos willkürlichen Emporsteigen in die hohe Luft, stolz und eigen in der bizarr gewaltigen Linie, die sie dem Profile dieser Stadt der Arbeit und des schrankenlosen Strebens verleihen. Du stehst auf dem Turme der Lebensversicherung am Madison-Square, 700 Fuß hoch über den Millionen von Menschen und den hunderttausend Gebäuden, die sich unabsehbar dehnen, und blickst über hohe Häuser und niedere Kirchen, über das Meer der Straßen, über die Ströme rechts und links, über Hafen und See in eine endlose Fülle von bewegtem Menschenleben, und das Gewoge ihrer Arbeit grüßt, wimmelt, hämmert, läutet, braust von unten wunderbar herauf – ein Anblick und ein Eindruck, den größten vergleichbar, die ein Mensch heute erleben kann. Du fährst, von einem gefälligen Wirte kundig gesteuert, im Auto durch eine Welt von Straßen – Villenstraßen, Stadtstraßen, Verkehrsstraßen, Straßen mit Riefenhäusern und Straßen mit dreckigen Holzhütten, durch beackerte Felder, durch rauchende, riechende Fabrikorte, durch große grüne Parke und endlose breite Avenüen, an denen noch niemand wohnt, durch höchsten Reichtum und bitterste Armut, durch rasende Arbeit und Dunst und Lärm, durch tiefsten Schmutz

und Elend und weite Stille – durch dieses Großherzogtum, das sich Chicago nennt und eine Stadt zu sein behauptet: eine Fahrt von Stunden; und bei Ankunft und Abreise führt dich der Zug lange, lange durch die Dürftigkeit der Vororte: Alles unfertig, unausgeglichen, auch für den Blick eines Besuchers, der es nicht für europäische Anstandspflicht hält, diesem Wesen gegenüber in Hysterien des Entsetzens und der Mißbilligung zu verfallen, erschreckend und doch hinreißend zugleich, ordnungslos und vorwärtsdrängend, großartig und fremd. Gewiß sind dies die stärksten Eindrücke vom Amerikanertum und schließlich die echten, weil sie die bezeichnendsten sind für die Neuheit und wilde Kraft dieser Welt. Dem eigentlichen Westen ist freilich auch Chicago nicht mehr das Neue – wie, Sie nennen Chicago Westen? so haben mich so manchesmal in Ithaca die Studenten aus den fernen Weststaaten lächelnd gefragt: „Chicago ist für uns eine Stadt des äußersten Ostens!“. Und ein Großfarmer, ein Grundbesitzer aus Idaho hat mir am Kamine der östlichen Universitätsstadt, in der er sich ausruhte, mit höflichen aber entschiedenen Worten in solchem Sinne von seinem Westen erzählt, seinen Gütern, seinem Betriebe, seinem Verkehre dort. Er sprach vom Unterrichtswesen dort hinten: wir lernen viel zu viel, man lehrt uns

alles mögliche, man lehrt uns deutsch; wozu brauchen wir deutsch? wozu brauchen wir geistige Kultur? wenn wir gefellig zusammenkommen, so sprechen wir ja doch nur vom Geschäft! Wozu also so viele verlorene Zeit und Kraft? Kultur ist ein Luxus für den Osten, wir haben andere Dinge zu tun. Für die Hamburgische Universität wäre dieser Praktiker nicht zu haben gewesen. Er war wohl ein Typus des Neuesten aus dem Nordwesten: aber gewiß zugleich ein Wegweiser gerade darauf, daß es auch in Nordamerika Alt und Neu, ein Werden vom Osten zum Westen hin, daß es Vergangenheit, daß es Geschichte gibt, Geschichte, die sich unwiderstehlich auch den Geschichtslosen aufzwingt, so grimmig sie sich sträuben.

Und gewiß: die Vereinigten Staaten und ihr Volk sind überhaupt nicht geschichtslos. Sie sind nicht nur die Kinder von Jahrtausenden der Menschheit, aus denen auch sie hervorgegangen sind, auf deren Dasein auch ihr Dasein ruht; auch in ihrem Lande haben sie schon drei Jahrhunderte gesehen. Sehr bald werden sie die Dreihundertjahrfeier der Mayflower begehen, der Fahrt der Pilgerväter an die Gestade von Massachusetts; noch früher hatten sich, ein Stück südlicher an dieser Ostküste, die ersten englischen Siedler in Virginien niedergelassen. Und zwischen Massachusetts mit



Neuengland hier und Virginien mit seinen Nachbarstaaten dort hat dann ein Vierteljahrtausend hindurch jener großartige Prozeß der Entwicklung und des Kampfes sich vollzogen, zwischen Nord und Süd, zwischen ländlich-städtischer Demokratie und ländlicher Aristokratie, zwischen Farmer und Pflanzer, zwischen Puritanertum und Gentry, der eine Weile lang zum Gegensatze zwischen Küste und Binnenland, zuletzt dann wieder zum Gegensatze wurde zwischen den Staaten der freien Arbeit und den Staaten der Negerklaverei. Es war ein langer Wettstreit, ein langes Werden verschiedener Menschenarten, Kulturen, Weltanschauungen, verschiedener politischer Formen und Gefinnungen, ein stetes Miteinander von Nord und Süd und zugleich ein stetes Gegeneinander, während des Befreiungskrieges gegen England, während der Gründung der Union, nachher ein langes Auf und Ab, ein langes Übergewicht des Südens, bis dann von 1820–1860 die Abweichung dieser zwei im gleichen Gesamtstaat zusammengespannten, einander unablässig stoßenden Kulturen unwiderstehlich emporstieg, mühsam zurückgehalten wurde und schließlich im Bürgerkriege von 1861 furchtbar durchbrach. Es waren tragische Gegensätze, erschütternd groß, Recht gegen Recht, Art gegen Art, bis die stärkere Art und das stärkere Recht

fiengen. Und erst auf diesem Siege entstand, von den 70er Jahren ab, das neue Nordamerika mit seiner gesicherten Einheit, seiner gewaltigen Entfaltung unter dem Einflusse des Nordens, mit seinem allmählich fortschreitenden Ausgleich zwischen Nord und Süd, mit dem allmählichen Vortreten einer neuen Gliederung und neuer Verschiedenheiten: wo dann der Westen, immer weiterflutend in frischer starker Bewegung, sich immer lebendiger als Träger eines Neuen empfand, als eigentlichen Erben des alten Neuenglands, der alten Yankeeemokratie, des alten Hinterwäldlertums, als etwas anderes neben dem älter und fester werdenden Osten. Das ist, bis an die Gegenwart heran, der Lauf einer eigenen, eigenartigen und inhaltreichen Geschichte, die längst den historischen Blick auch der alten Welt auf sich gezwungen hat: und ihren Spuren aus drei Jahrhunderten wird der besuchende Historiker in Nordamerika mit besonderer Liebe nachgehen, wo er es nur vermag.

Man tritt aus dem modernen New York in das Tal des majestätischen Hudson hinaus, und die Namen, die volkstümlich grotesken Scherzgeschichten von den ersten altholländischen Besiedlern springen einem entgegen, aus den Tagen, da New York noch Neuamsterdam war. Weit stärker ist die Vergangenheit in Neuengland, in Massachu-

letts, in Boston. Da redet das arme nordische Land mit seinen Granitkuppen und Birken und Kiefern, das steinige Land, das seine Bewohner zur harten persönlichen Betätigung zwang. Da reden die alten Fischer- und Kaufmannstädtchen am Rande des atlantischen Meeres, mit ihren Holzhäusern, ihren engen gebogenen Gassen, klein und erinnerungsreich wie Salem etwa. Vor allem, die Altstadt von Boston ist ebenso, winklig, eng, historisch, europäisch. Und in diesen alten Gassen, die das Leben der Neuzeit durchflutet und beinahe sprengt, stehen die architektonischen Zeugen der 1770er Revolution, die geistlich-weltlichen Versammlungssäle, das alte Ständehaus des Staates Massachusetts: bescheidene, wenig ausgedehnte Räume des 18. Jahrhunderts, in nüchterner Holzarchitektur, mit schmucklosen Säulen, Pfeilern und Emporen, alles einfach, klein und beinahe ärmlich. Und doch haben in diesen Zimmern, diesen Hallen die Versammlungen getagt, die für die Losreißung von England entscheidend und klassisch wurden, Ober- und Unterhaus der Staatsvertretung, und vor allem das erregte Bostoner Volk. Dem Bostoner, aber dem Amerikaner überhaupt redet hier jede Bank, jede Kanzel, jede Angabe von Personen und Ereignissen, die er von Kindheit her kennt und ehrt; diese Säle sind zu Museen

geworden, in denen jeder Winkel mit den Erinnerungszeichen, mit den Reliquien dieser Heiligen der Nation aus den Geburtsstunden der Nation angefüllt ist. Nahe dem Stadtkern liegt der alte Stadtpark der Bosfoner und an ihm entlang, von ihm ausgehend, die alten Patrizierstraßen, still, entlegen, mit den schmalen roten Backsteinhäusern der bürgerlichen Aristokratie, die hier wohnte und hier wohnt, noch heute unverwandelt und vornehm.

Man kommt aus dem puritanischen Neuengland, aus dem Norden, in die Mittellstaaten, in die Quäkergründung Philadelphia: geradlinig und schachbrettförmig von Anfang her; regelmäßig und übersehbar, so mächtig es gewachsen ist, stellt sich das Stadtbild noch heute dem Besucher dar, der es vom hohen Rathaussturme herunter mustert. Da sind, nahebei, die alten rechtwinkligen Hauptstraßen, die alten stillen Plätze, und an dem einen von ihnen die Unabhängigkeitshalle, das pennsylvanische Staatenhaus, in dem der Kongreß der Freiheitskriege tagte, in dem am 4. Juli 1776 die Urkunde der Losfagung beschlossen ward, die große Prinzipienerklärung der neuen, freien, demokratischen Welt. In einfachem Backsteinhaufe auch hier wieder Räume von bescheidenem Umfang und der gleiche Stil des klassizistischen Zeitalters, gar nicht prunkvoll, aber freilich reicher als

in Boston, feiner in den Formen, behaglicher im Schmuck. Hier wie dort die Bildnisse der Väter der amerikanischen Freiheit; aber im Norden sind sie ernster, strenger, nüchterner, auch dürftiger und härter in der Malerei: so hat der Bostoner Copley die puritanischen Bürger seiner Heimat gemalt, in einem ins Kleinbürgerlich-philiströse hinabgesunkenen englischen Bildnisstil. In Philadelphia, auf reicherm Boden, auf dem Wege zum aristokratischen Süden hin erscheinen Menschen und Bilder um ein Stück vornehmer und gelöfter; es mag vor allem ein zeitlicher Fortschritt darin liegen, Maler wie Trumbull und Stuart waren um 20 Jahre jünger als Copley, aber auch die Gemalten gingen aus den engeren Zeiten der Vorbereitung in die stattlicheren und bewegteren der Erfüllung hinüber, und vor allem, die Redner und die Heerführer aus Virginien traten nun in den Vordergrund; ihre Erscheinung und ihre Kämpfe hielt man fest, und das englisch vornehme, ein wenig langweilige und so männlich-geschlossene Aristokratengesicht George Washingtons wurde zum höchsten Gegenstande dieser jüngeren Kunst. Ihm folgt man, aus den Mittelstaaten zum Süden hin: in die geschichtsreiche Hauptstadt des Bundeslebens, in die Bundesstadt Washington zuerst, deren historisches Bild freilich nicht höher als 1820 hinaufreicht; aber ein Stück weiter, und durch

ein virginisches Landstädtchen hindurch, das seiner Welt einst auch zugehörte, führt der Weg zu George Washingtons Wohnsitz hinauf. Da steht, auf dem Randhügel des Potomactales, über dem breiten stillen Flusse, von einem Gefolge kleinerer Gefinde- und Wirtschaftsbauten, den Sitzen seiner weißen und schwarzen Dienerschaft, gehorsam und bescheiden begleitet, Washingtons Herrenhaus Mount Vernon da, sehr vornehm in seiner Sonderstellung, mit der Einfachheit seiner Terrasse, seiner Aussichtshalle mit den acht hohen Holzpilastern, alles sehr schlicht und doch sehr herrenhaft: man denkt, bei aller Verschiedenheit ihrer Welt und ihres Wesens, an den Landedelmann Bismarck. Die Zimmer prunklos, aber behäbig; eine Fülle von Gasträumen, in denen die Gesellschaft des Südens einkehrte, ehe sie, auf der Reise zum Norden hin, die Grenze Virginiens überschritt; und in Schlaf- und Arbeitszimmer und Grabgewölbe weht der Geist des festen klaren Edelmanns, ohne dessen unbeugsam selbsttreue und fachliche Sicherheit der Freiheitskrieg der 13 Kolonien nichts sein würde als eine große Niederlage.

Noch ein paar Bahnstunden südlich, und man ist in der Hauptstadt Virginiens seit den Befreiungskriegen, der Hauptstadt des Sonderbundes der Südstaaten im Bürger



kriege von 1861, Richmond: der Stadt, wo Präsident Jefferson Davis residierte und der Kongreß seines Bundesstaates tagte, wo General Robert Lee mit der Gentry des Südens sein Sondervaterland so heroisch-genial gegen die erdrückende Wucht und die stärkeren Lebenskräfte des Nordens verteidigte. Auch hier sind die Wohnhäuser in Gedächtnishallen verwandelt worden, aber des Gedächtnisses an 1861, nicht an 1775; tausend Zeichen der schmerzlichen Anhänglichkeit, Reliquien auch hier, füllen alle Zimmer des Davishauses an, aus der Stadt weit in die Landschaft hinaus streckt sich die Denkmalstraße für Stuart, Lee und Davis: eine lange geradlinige Anlagenkette mit den Standbildern der drei Führer als gliedernden Schmuckstücken. Neues industrielles Leben umflutet heute in Richmond diese Troitzburgen einer agrarisch-aristokratischen Vergangenheit. Aber deren Gedächtniszeichen ragen überall hoch hervor: keine Grafschaft des Südens, so sagte man mir, die nicht ihr Kriegerdenkmal aus dem Bürgerkriege befaße und hütete. Man ist stolz auf den Versuch von 1861 – 65, auf die Heldentaten des ausichtslosen Kampfes; die Bitterkeit stirbt wohl mit dem Geschlechte aus, das die Wunden noch selber gespürt hat, aber der Stolz vererbt sich auf den Nachwuchs. Keine Spur etwa von Scheu oder Scham der Geschlagenen:

auch die Jungen spiegeln sich freudig in der Geschichte der gebrochenen Selbständigkeit ihres Landes. Ich ging in das weltverlassene kleine Williamsburg, das in früheren Tagen Virginiens Hauptstadt gewesen war; ich fand auch da das Denkmal für den Bürgerkrieg, ich fand einen fachgenössischen, gelehrten Führer, aller südlichen Erinnerungen voll und noch voll Zornes über die Gewalttaten der Sieger von 1865. Und er wie seine Umgebung erzählten die Geschichte des älteren Virginiens. Hier liegen, inmitten des grünen Universitätshofes, die kleinen Gebäude der zweitältesten amerikanischen Universität, des William and Mary-Colleges, in friedlicher Stille: die Tafeln an den Wänden des Hauptgebäudes rühmen, was alles von hier dereinst ausgegangen sei an bedeutenden Männern und an bedeutenden Gedanken. Und an weiten breiten Sandstraßen liegen hölzerne graue Landhäuser: da wohnten einst, im 18. Jahrhundert, Gentry und Landvertreter der virginischen Legislatur, da hielten die reichen Grundbesitzer ländlich Hof, da warb George Washington um seine Gattin, da blühte in den Sitzungszeiten ein buntes und – als die Revolution emporstieg – ein politisch gewichtiges Leben. Heute ist alles das längst verfunken, aber um Kirche und Wohnhaus webt unabweisbar mit tiefem, feierlichem Reize die Vergangen-

heit – kein Klang der Gegenwart hallt hinein; und im College werden die Söhne des alten Landes erzogen, im Angesicht und Abglanze dieser Geschichte, in einer beinahe verblissenen Pietät.

Und das ist Nordamerika? ja, auch das! Ich habe nicht einmal die charaktvollsten unter den historischen Städten gesehen, Charleston, das Hauptquartier der Pflanzergesellschaft von Südkarolina, oder die Orte französischen Ursprungs im Süden oder in Canada, oder gar altspanische Erinnerungsstätten. Jedoch schon was ich sah, lohnt dem Historiker den Besuch: er muß diese Dinge einmal geschaut und gefühlt haben, sie sind ihm unvergeßlich reich. Aber auch dem heutigen Amerika sind sie dies. Überall wendet sich ihnen pietätvolle Liebe zu, man wallfahrtet nach Boston, Philadelphia, Mount Vernon, die veränderte Welt huldigt diesen Ahnen mit warmer Verehrung. Nicht nur der Osten; ist doch vom Volke der Ostküste ein gutes Teil längst in den Westen weitergeflutet und daheim durch neue, fremde Massen abgelöst worden, die auch zu Amerikanern wurden oder werden; im Osten und im Westen ist dieses historische Gefühl lebendig, ein Gefühl der Kontinuität, ein Bewußtsein der Einheit mit dieser Vergangenheit. Immer wieder wendet sich, in Land und Stadt, die Vorliebe so vieler

Bauenden zum alten „kolonialen Stil“ zurück; vielorts begegnen die Sammlungen historischer Bilder, historischer Akten, Madison rühmt sich seiner Aktenschätze für die Geschichte des Westens, Philadelphia für die des Ostens; längst gibt es eine lebensvolle amerikanische Geschichtschreibung; es gibt einen warmen, von Patriotismus, von Nationalstolz durchglühten historischen Sinn. So stark ist dieser Zug, daß die verständnislose Überklugheit demokratisch gestimmter Besucher aus Europa gemeint hat, solche Romantik mit verwundertem Achselzucken verhöhnen zu müssen. Mir scheint das Streben nach historischer Verwurzelung bei dieser jungen Nation doppelt begreiflich. Romantik ist, sicherlich, nicht das für Nordamerika bezeichnende Wort; ich selber vergesse nicht, daß ich gewiß gerade diese Kreise historischer Richtung persönlicher kennen gelernt habe und bilde mir nicht ein, daß sie alles wären. Ausschließlich-Gegenwärtiges, dem diese verfeinerten Stimmungen grundsätzlich fremd bleiben, Schärferes, Derberes, ja Grobes und Unreinliches genug sieht auch der Besucher; er sieht New York und Chicago. Indessen auch dieser historische Strom ist da und ist stark. Und die Beobachtung ist nicht neu, daß ein aristokratischer Zug die amerikanische Demokratie von heute durchziehe.

Von der Aristokratie des Großkapitals spreche ich dabei nicht: sie stammt aus den gegenwärtigsten Gegenwartskräften und steht in den heißesten Gegensätzen und Kämpfen des Tages und der Zukunft. Auch die Aristokratie der Geburt, die eher hierher gehört, erwähne ich nur: den Stolz der alten neuyorker Familien auf alt-holländische Abkunft – man denke der Roosevelts; den noch gewichtigeren Stolz der neuenglischen Altpuritaner auf die Abkunft von den Pilgervätern der Mayflower – von der bekanntlich halb Amerika herzustammen sich rühmt. Den Aristokratismus meine ich, der zur Geschichte mehr hinstrebt, als daß er sich von ihr herleitet: die neue aristokratische Bewegung der Bildung, des Bildungsdranges in den Vereinigten Staaten. Die hängt mit jenem innerlich historischen Empfinden, mit den historisch-geistigen Mächten zusammen, sie geht auf die alte englische geistige Überlieferung zurück und geht, nach Europa hin, noch über diese hinaus.

Von dieser Bewegung möchte ich hier noch handeln: sie führt in die Welt der Universitäten, in die ich hineintrat oder an die ich herantrat.

Ich habe die Universitäten von Cambridge-Boston (Harvard), von New Haven (Yale), von New York (Columbia),

von Philadelphia (Pennsylvania), von Baltimore (Johns-Hopkins), von Ithaca (Cornell), von Chicago und von Madison (Wisconsin) gesehen: eine Reihe, die in sich selber eine Entwicklung enthält. Ich erinnere hier an die grundlegende Tatsache: der Ausgangspunkt der amerikanischen Hochschule ist die alte englische Form des College. Auf der Schule baut sich dieses College auf; es gliedert sich in vier Jahresklassen, deren untere im ganzen (denn genau durchführbar ist die Vergleichung nirgends) den obersten Klassen des Gymnasiums, deren obere im ganzen den ersten Semestern unserer Universitäten verglichen werden mögen. Stets aber ist das eigentliche Ziel des College die allgemeine Bildung, eine ursprünglich wesentlich klassische Bildung die sich dann erweitert hat, eine Geistesbildung, bestimmt, im Verein mit dem Zusammenleben der jungen Männer, mit ihrer körperlichen, sportlichen, gesellschaftlichen Ausbildung, in dem Studenten den Gentleman zu erziehen. So hatte sich im 19. Jahrhundert die alte Collegebildung ausgewachsen; wissenschaftlich war sie nicht, weder nach ihrer Lehrweise noch nach ihrer Absicht. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber hat sich an diese alten Formen zweierlei Neues angeschlossen. Einmal die praktische Schulung für einen bestimmten Beruf. Fach-



schulen fügten sich den Colleges an: ältere, d. h. juristische und medizinische, dann auch neuere, d. h. technische und landwirtschaftliche; die Universitäten wuchsen sich allseitiger und praktisch aus. Als zweites aber kam, zumal seitdem die neugegründete Johns-Hopkins-Universität in den siebziger Jahren das grundsätzliche Muster geboten hatte, die eigentlich wissenschaftliche Ausbildung hinzu, die dem College fremd war und die auch die Fachschule, auch das eingegliederte Polytechnikum nicht bringen wollte, die Erziehung zum Forscher. Die im College Fertigausgebildeten, mit dem „Grade“ des Baccalaureus Gekrönten können sich seitdem rein wissenschaftlich weiterschulen lassen, in Abteilungen für die Graduierten, in Graduate Schools. Das ist ein deutlicher Zusatz zum alten angelsächsischen Blute der amerikanischen Hochschule. Wie vieles Fremde ist dem Blute der amerikanischen Rasse, dem physischen wie dem kulturellen, seit nun schon langen Menschenaltern beigemischt worden! Wie drohend pochen heute die ganz Fremdartigen, die Welensfremden, Romanen, Slawen, Orientalen an die Tore dieses Volkstums! Fremder als alle stehen die Neger daneben; noch weiß kein Sterblicher, wie diese ungeheuren Probleme sich lösen wollen. Ehedem hat, neben und vor den Iren und Skandinaviern, der Zu-

ftrom der Deutschen das meifte hinzugebracht. Aber die deutſche Einwirkung auf die Univerſität ſtammt nicht aus der Einwanderung her; ſie knüpft ſich an Altdeutſchland ſelber und unmittelbar. Es war der Wunſch des neuen Amerikas, auf die Höhe der alten Welt zu treten, deshalb wandte es ſich an die deutſche Kultur; es war ein hiſtoriſcher Drang, aus der „ungeſchichtlichen“ Neuartigkeit der eigenen wiſſchaftlichen Kultur heraus, zur Wiſſenſchaft der alten Welt hinüber. Den deutſchen Univerſitätsunterricht hatten amerikaniſche Gäſte ſeit langem kennen gelernt; in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ſind Hunderte und Tauſende amerikaniſcher Studenten zu uns herübergekommen und haben bei uns gelernt und die Anregung heimgetragen. Die Neuerung, die ſich in Johns-Hopkins verkörperte, hat ſämtliche große amerikaniſche Univerſitäten berührt, die Ziele wiſſenſchaftlich geſteigert, jene höheren Abteilungen hervorgetrieben, im College ſelber die Freiheit des Studenten in der Auswahl der Lehrgebiete, die er betreiben wollte, gefördert. Das angeliſche College freilich blieb beſtehen, und das 20. Jahrhundert hat eine Reaktion gegen den deutſchen Blutstropfen ausgelöst, eine Gegenſtrömung vor allem zugunſten des alten Zieles der amerikaniſchen Univerſitätserziehung, zugunſten des

Gentleman, den nicht der Gelehrte verdrängen solle, zugunsten englischer, daneben wohl auch französischer Lehreinflüsse. Das nationale Erziehungsideal behauptete sich, aber das Neue behauptete sich auch. Und die Fäden der Verbindung mit Deutschland haben sich vermehrt und verstärkt: der Professorenaustausch kam hinzu, eine wahre Wanderung deutscher Gelehrter durch die Universitätsstädte der Union; die deutsche Bewegung im Lande kam hinzu, die Organisierung des Deutschamerikanertums, die Errichtung deutscher Gesellschaften (Germanistic Societies) in New York und vielerorts – immer noch neue Vereine dieser Art entstehen, mit dem Zwecke wissenschaftlicher Anregung, mit deutschem Kerne, angeschlossen an die Universitäten, mitgeleitet von deren Leitern. Das alles wirkt fort. Der innerste Sinn aber der gesamten Universitätsbewegung, die ich historisch nannte, ist geistige Überwindung der amerikanischen Einseitigkeit. Diesen weitesten Sinn hat ihr, von hoher Warte aus, vor dreißig Jahren einmal Andrew D. White vorgeschrieben, der Mitbegründer und erste Präsident der Cornelluniversität, deren vielverehrtes geistiges Haupt er bis heute blieb, der Staatsmann und Diplomat, der aller Verständigung Amerikas und Deutschlands so oft und wirksam und freundschaftlich gedient hat. Er rief den alten Mitgliedern seiner

Jugenduniversität Yale 1883 in einer glänzenden Ansprache die Lofung zu, über das Deutsche hinaus, in das Allgemein-Ideale hinein. Die starke wirtschaftliche Bewegung, so legte er ihnen dar<sup>1)</sup>, ist für Amerika ein Segen gewesen; wie kann man verhindern, daß sie zum Fluche werde? Es ist die Frage und Aufgabe, die das 19. Jahrhundert dem 20. stellt. Der „Merkantilismus“ verlangt ein Gegengewicht; was für eines? Ein geistiges, ein ideelles! Das neue Jahrhundert wird eine Gedanken- und Gefühlsaristokratie zu schaffen haben, gegenüber der Aristokratie des Geldes; dafür haben die Universitäten zu sorgen. Das neue Amerika muß, in notwendigem Ausgleiche, in Religion, Philosophie, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Politik zum Denken erzogen werden, zum Denken, Schreiben, Malen, Bilden, zu der „Kunst, etwas Besseres als Dollars auf die Nachwelt zu vererben“, zu einer Wissenschaft, „die Höheres erstrebt als die Vermehrung der Eisen- und Baumwollproduktion“. Andrew White selber ist Staats- und Geschäftsmann gewesen und geblieben, seine Schöpfung Cornell hat den wirtschaftlich-materiellen Unterricht stets sorglich gepflegt, er war weit entfernt, die materiellen Grundkräfte seines Lan-

---

<sup>1)</sup> H. G. Wells, Die Zukunft in Amerika (Diederichs), 189 ff.

des zu mißachten, aber er wollte sie gesund erhalten durch Ergänzung, durch jene Durchtränkung des jugendlichen Nachwuchses mit einem geistigen, seelischen, menschheitlichen Ideal: so erhält auch das materielle Element der Zivilisation erst seinen richtigen Platz.

Man wird diesen Aufruf für die Entwicklungsrichtung der letzten Jahrzehnte typisch nennen dürfen. Es ist ein Aufruf nicht nur zur Forschung, sondern ebenso sehr zur Bildung, vor allem aber doch zum Geistigen als Selbstzweck, zur Stärkung der Kräfte, die den Zusammenhang bedeuten mit dem Feinsten der alten Welt. Und nicht nur die Universitäten gingen diesen Weg. Mit ging eine neue Pflege der Musik – auch sie im engsten Zusammenhange mit Europa, zumeist mit Deutschland; mit ging eine neue Pflege der bildenden Kunst in eigener, vornehmlich von Paris aus beeinflusster Produktion und zugleich in umfassender Sammeltätigkeit: öffentliche und private Museen haben historisch die gesamte Bahn der Menschheit umspannt, von Mesopotamien und Ostasien herab, und haben nach dem künstlerisch Höchsten gegriffen, was die Kultur Europas in ihren großen Tagen geschaffen hat. Es kam die Jagd nach den Rembrandts, es kamen die Sammler, die großen Mäzene: Männer des härtesten, eigensten Ame-

rikanertums, mit dessen eigensten wirtschaftlichen Zügen – aber das Ergebnis war doch, für sie und für ihr Volk, die Annäherung an die europäische Vergangenheit und an deren wie äußerlichen so auch innerlichen Reichtum, an das Beste der europäischen Kultur. Es ist doch, trotz allem, ein Glück, wenn Amerika reich wurde an Rembrandtschen Bildern, denn zur Folge wird doch eine Befruchtung des Bodens, auf dem nun einmal die Hälfte der westländischen Menschheit wohnt und wächst; das ergibt, trotz unserem Verlust und unseren Klagen, einen menschheitlichen Gewinn. Und ein Gewinn sittlich-kultureller Art liegt auch in der Wendung der Großkapitalisten auf diese, wenn man will, Mode einer neuartigen Verwertung ihrer Millionen: es liegt doch eine Erziehung, eine Adelung, eine Vertiefung in dieser neuen Funktion, die der Besitz sich selber verliehen hat; seine Würde, sein Pflichtgefühl, seine Selbstrechtfertigung sind damit gewachsen. Und diese Männer haben auch die Bibliothekspaläste gebaut und gefüllt, sie haben auch Universitäten errichtet und ausgestattet.

In die Welt dieser neuen oder erneuerten amerikanischen Universität tritt der deutsche Gelehrte als Gast. Was kann er ihr bieten wollen? natürlicher- und wirksamerweise nur rückhaltlos sich selber und seine Eigenart.

Sicherlich, er muß mit offenem Auge und offenem Herzen kommen. Wer diese Welt nicht verstehen und würdigen kann oder will, sei es aus falscher Vornehmheit oder aus einfacher Unfähigkeit, der bleibe hübsch zu Hause. In Amerika begrüßt den Kommenden eine erstaunlich freie, behagliche, offene, liebenswürdige Gastlichkeit; die Fülle des Neuen und Lebendigen überflutet ihn fast. Und er sieht ohne Zweifel eine Menge von Fremdartigem, von Eigen-Amerikanischem.

Ich habe die große Abweichung genannt und erklärt: die Grundlage ist überall das College geblieben, der Spender der allgemeinen Bildung. Das College entläßt seine ganz oder halb ausgebildeten Zöglinge, hier später, dort früher, hier nach vier, dort schon nach zwei Jahren, in die besonderen Wissenszweige hinein (Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Technik, auch in die Sonderfächer unserer philosophischen Fakultät, in der Graduate School), nach deren Gesichtspunkten sie schon im College sich ihre Vorlesungen zum Teil gewählt haben; oder es entläßt sie in das geschäftliche Leben. Fertig mit dieser altakademischen Vorbildung ist nur geworden, wer seinen „Grad“ errungen hat: die Vereinigungen der Alten Herren (Alumni) und die Klubs der Graduierten fassen dann, durch das Land hin, diese

Klasse der akademisch Gebildeten in sich zusammen. Auch die deutschen Universitäten sind ja seit Jahrzehnten mit der allgemeinen Durchbildung unserer Gebildeten in nähere Beziehung getreten; wieviele der späteren Praktiker in Industrie, Handel, Heer, wieviele der Führer unseres Wirtschaftslebens haben unsere Hochschulen, und neben den technischen Hochschulen auch unsere Universitäten, besucht! Unsere Universitäten haben getrachtet, den Ertrag der wissenschaftlichen Arbeit auch breiteren Kreisen weiterzugeben. In ihnen selbst sind die allgemeinen Wissenschaften, diejenigen, von denen alle innerlich zu lernen haben, über das berufliche Spezialstudium hinweg wieder zu verstärktem Leben und verstärkter Wirkung erwacht. Aber freilich, zwischen dem angelsächsischen College und der deutschen Universität bleibt trotzdem der Abstand groß. Wir können mancherlei von jenem lernen, und haben es getan, nachbilden können wir es nicht. Unübertragbar, so scheint es doch, bleibt uns die Art, wie dort die Studenten in großen Logierhäusern der Universität (Dormitories) oder in der Menge ihrer größeren und kleineren Korporationshäuser (Fraternities) zusammenwohnen, unübertragbar ganz sicherlich die schulmäßige unablässige Aufsicht, die starke Kontrolle über den Fleiß, den Vorlesungsbefuch, ein Aufruf der Namen oder



eine Aufzeichnung der Anwesenden bei Stundenbeginn oder -schluß, und die endlose Reihe der Prüfungen, die sich an jeden Kurs, an jedes Semester anheften und über Bleiben oder Ausstoßung des einzelnen entscheiden. Wir empfinden das doch als eine Überlastung und Quälerei für Lernende und Lehrende zugleich. Daß diese Aufsicht ihre Vorzüge hat, liegt auf der Hand; der übergroßen Freiheit zum Nichtstun sucht man mit sehr viel Recht auch bei uns zu steuern. Aber das amerikanische Verfahren würde unsere Studentenschaft binnen einer Woche in die helle Revolution treiben: durch die Schulmäßigkeit seiner Formen nicht nur, sondern durch seinen Geist. Hier tritt die Verschiedenheit nicht nur des Alters- und Reifenniveaus, sondern der tiefgewurzelten Überlieferungen grell zutage, und der Deutsche wird urteilen, daß die nationale Überlieferung drüben, bei allem Gefunden, das sie enthält, unzweifelhaft in diesem Stücke einer Revision bedarf: nicht zuletzt der Professoren halber. Und unübertragbar findet er auch die Verfassung des Lehrkörpers der amerikanischen Hochschule, den aufgeklärten Despotismus des leitenden Präsidenten, soviel sich für ihn sagen läßt und so vortrefflich er sich in der Hand maßvoller, sachlicher und wahrhaft aufgeklärter Universitätsherrscher bewähren kann: unser Professorentum

würde ihn und würde die rein prekäre Stellung der Professorenkörperschaft in ihrer geistigen Selbstverwaltung nicht ertragen. Wir sind, oben und unten, in unserer Universitätsverfassung ungleich mehr Freiheit gewöhnt, als sie das Land der Freiheit – es soll nicht nur auf diesem Gebiete so stehen! – zu gewähren liebt.

Das alles empfindet der deutsche Besucher – vielleicht nicht immer völlig gerecht? denn es ist schwer, in den Geist und in die innere Notwendigkeit fremdartiger Einrichtungen wahrhaft einzudringen. Aber empfinden wird es jeder von uns. Er wird sich daneben der Eigenart, der Gewachsenheit, der Natürlichkeit des amerikanischen akademischen Daseins freuen, dieses lebendigen Treibens, dieser kräftigen Organisation der Jugend, ihrer Mitarbeit und Selbstverwaltung und Selbstbetätigung, wie sie in Dormitories und Fraternities, in Klubs und Lesehallen und akademischen Speisehallen, in den Turnhallen und auf freiem Felde und auf dem Wasser sich bunt und kräftig auswirkt und darstellt. Er wird sich an diesen Körperübungen freuen, auch wenn er den Klagen über ihre einseitige und geistig lähmende Übertreibung zuhört und glaubt; an dem bewegten Bilde der Übungsplätze im Universitätsgelände (dem Campus), mit ihrem Wettlauf und ihrem Ballspiel

und mit dem Waffendienste, den, wo er einzureden hat, der Staat verlangt und den man ihm, weil er nicht freiwillig ist, leuzend leistet. Um so freiwilliger schwärmen dann, und sei es durch Schnee und Eis, die freshmen, die Fische, in ihren Badekostümen aus, um Schnellauf und Dauerlauf zu üben; mit Heldenmut schlagen sie sich durch allerhand grobe Reste eines bei uns überwundenen Pennalismus hindurch, der Freude voll, für jede Derbheit, der sie sich unterziehen müssen, sich im folgenden Jahre an der nächsten Generation kräftig schadlo zu halten.

Wir werden auch manches an der Art des Unterrichts, des klassenhaft praktischen Einlernens und Abfragens, beobachten, ohne es übertragen zu wollen. Und liegt nicht darin, liegt nicht im ganzen Betriebe des Colleges, in seinem begrenzten Lehrziel und Bildungsideal, etwas von derselben Gefahr, die Vorteil und Nachteil des amerikanischen Daseins überhaupt zu sein scheint, von der Gefahr der Durchschnittlichkeit, der Gefahr einer allzu gleichmäßigen Ausfüllung der Köpfe mit praktisch bemessenem geistigem Inhalt, der Gefahr einer ausschließlichen Ausbildung aller auf eine mittlere Höhe hin? Das ist ja die Demokratie. Ein Raum für alle im Eisenbahnwagen – es sei denn, daß du dir mit hoher Sonderzahlung das Sonderabteil erkaufft: aber die

Gliederung in Kupees, die wir gewöhnt sind, gibt es nicht, weder bei Tage noch bei Nacht: ich weiß, daß es seine Vorzüge hat, aber ich liebe es nicht. Ein Rasen für alle auf den Kirchhöfen, die ich sah, kein Sonderhügel für das einzelne Grab: ich ehre das, aber mich friert dabei. In den Predigten, die ich anhörte, die Durchschnittlichkeit einer ehrenwerten, nützlichen, aber dünnen Moralität, die sich mit manchmal groben Mitteln wirksam empfahl. Wohin ich blicken konnte, auch unter den Studenten, mit denen ich lebte, eine Menge tüchtiger, ja ehrwürdiger Wohlfahrtsarbeit, praktischer Humanität, überall ein bodenständiger, hilfsbereiter demokratischer Idealismus, der Achtung und manchmal Neid erzwingt – aber die Feinheit der ganz-persönlichen Ausbildung, über die verständige Gleichmäßigkeit und die praktische Selbständigkeit des Durchschnittes hinaus? die Vertiefung und die Erhöhung? der Duft der Kultur und der Persönlichkeit? über aller tüchtigen Banalität und über der Fülle der Zwecke das Eigenleben feinerer freierer menschlicher Bildung? Muß das der alten Welt allein verbleiben, vermöge einer Arbeitsteilung zwischen den Kontinenten?

„Sie haben,“ so sagte mir, meinen Voratz bestätigend, bei meinem Eintritt in Amerika ein älterer amerikanischer

Kollege, „Sie haben die Aufgabe, in Ihren Vorlesungen ganz deutlich zu sein: was in Deutschland eigener, älter, kultivierter, komplizierter ist, das Historische in Persönlichkeit, Gesellschaft, Staat, das sollen Sie vertreten und veranschaulichen, damit meine Landsleute merken, was sie nicht haben.“ Das war, in jenem Munde, das Wort eines neuen, historisch und kulturell gerichteten Amerikanertums, das Wort der Verwandtschaft über den Ozean hin. Ich habe es befolgt, schon weil ich gar nicht anders konnte. Ich habe in dieser fremden Umgebung, die ich hochachtete, die ich zu begreifen und von der ich zu lernen suchte, und in der mir wohl war, die Besonderheit unserer Welt und die Werte unseres Volkstumes freudiger gefühlt als vielleicht jemals daheim. Ich habe, als Historiker, der von dem Deutschland des 19. Jahrhunderts zu berichten hatte, unseren Staat mit seiner Wurzelkraft und seiner Stärke, die Verwachsenheit unseres Staates und Volkes mit unserem Heere, die zentrale Stellung des Heeres in unserem ganzen äußerlichen und innerlichen Dasein, den naturgegebenen, ungeheuer weiten und tiefen Einfluß der europäischen Lage, unserer Lage in Europa, auf unsere Geschichte, auf unsere Politik, unsere Verfassung, unsere Gesellschaft, auf unser persönlichstes Dasein zu betonen, zu erläutern, zu begrün-

den, zu veranschaulichen gesucht. Ich hatte die Geschichte Bismarcks zu erzählen. Ich habe bei meinen Zuhörern wohl etwas wie ein Fragen und Zweifeln gespürt, aber stets ein offenes Entgegenkommen, den freundlichen Willen, das Fremde, als ein Fremdes, doch auch anzuerkennen und in sich zu würdigen und zu verstehen. Heerwesen und Krieg! Ich darf es hier vielleicht in einer Art von Anmerkung ausprechen, wie stark die Abweichung des Denkens und Empfindens natürlich gerade in diesen Lebensfragen herauspringt, wie eindrucksvoll es auch für den Deutschen ist, hier, in diesem Lande, das heute noch ohne Nachbarn ist, die Gefinnung von der unfrigen so tiefverschieden zu sehen, und wie sonderbar es ihn berührt, daß doch auf allen Straßen und Plätzen nicht nur der Bundeshauptstadt Washington die militärischen Denkmäler, die Reiterstandbilder der Kriegeshelden stehen. In seinem Staatenhause zu Boston prunkt Massachusetts mit den Fahnen und Taten kriegerischer Vergangenheit. Trotz allem, was sie fühlen und fühlen wollen, steckt doch auch diesen Bürgern der neuen Welt die Geschichte und der kriegerische Trieb merkwürdig stark im Blute. Und ist nicht ihre eigene Geschichte in Wahrheit von Anbeginn an, und vollends seit anderthalb Jahrhunderten, eine Geschichte ununter-

brochener Machterweiterung, rastlos vorwärts drängenden Machtriebes auch nach außen? Ist Theodore Roosevelt, der Imperialist, etwas anderes als der Fortsetzer aller großen Staatsmänner seiner Nation? Und wird sein Imperialismus wirklich auf lange begraben sein? Ist die Verschiedenheit der Überzeugungen, der Ideale, die der Fremde auf diesem Felde trotzdem unzweifelhaft an jedem Tage zu spüren bekommt, wirklich bestimmt, die Zukunft dauernd zu beherrschen? Genug: man spürt sie stark, und ein jeder bekennt sich zu seiner Welt. Die Boten, die herüber- und hinübergehen, wollen die Verständigung, das Verständnis befördern, bei sich selber, bei ihren Hörern in der Fremde und später bei ihren Landsleuten daheim. Ich hatte die Botschaft unserer historischen Daseinsbedingungen, die Botschaft des historischen Denkens weiterzugeben, und, so gut ich es vermochte, die unserer Kultur. Wirken wird drüben nur, wer unbefangen sein eigenes und seines Volkes Leben vertritt und erklärt: ohne Angriffslust, aber mit selbstverständlicher Liebe.

Ich habe soeben die Abweichungen betont; ich füge hinzu: nicht nur das willige Verständnis überbrückt diesen Spalt im Augenblicke der gegenseitigen Aussprache, sondern es sind doch eben allgemeine Kräfte tätig, die uns stetig zueinandertreiben. Dem deutschen Professor im besonde-

ren wird es drüben überall bewußt, wie vieles im amerikanischen Universitätsleben uns heute grundsätzlich entgegenkommt. Ich hatte dort das Gefühl lebendigen Widerhalles und natürlicher Gemeinsamkeit; in den akademischen Kreisen, die ich kennen lernte, das unwillkürliche Gefühl der Gleichartigkeit des Strebens und der Arbeit. Der amerikanische Universitätsbetrieb hat sich doch bis zu einem gewissen Grade, bei aller Eigenart, die er festhält, europäisiert, verfeinert, verwissenschaftlicht. Ich habe ausgezeichnete Vorlesungen angehört und überall vortreffliche Gelehrte angetroffen. Ich erstaunte über die vielseitige Ausgestaltung etwa der historischen Lehrabteilungen mit ihren fein, manchmal zu fein differenzierten Professuren für amerikanische, europäische, englische, für alte, mittlere, neuere Geschichte, für die Geschichte begrenzter Epochen. Ich fand in den Graduate Schools die volle wissenschaftliche Handhabung unserer eigenen Arbeitsmethoden und sah ihre Schüler und Schülerinnen in den Seminaren, in den Bibliotheken auf ihrem besonderen Arbeitsplatz; ich hörte, daß in der Berufung der Professoren die Frage nach der wissenschaftlichen Leistung immer lauter überwiege. Ich fand auf diesen Universitäten, unbeschadet ihrer Eigenzwecke, die Richtung auf Europa, auf Deutschland stark.



Und was den – vielleicht verwöhnten! – deutschen akademischen Betrachter besonders zu beschäftigen vermag: auch die Resonanz dieser Universitäten, als Organe wie der Bildung so der Wissenschaft, ist in steter Zunahme. Es wächst ihre soziale Schätzung, es wächst ihre geistige Machtfstellung.

Ich würde Ihnen gern anschaulicher von den verschiedenen Typen erzählen, die ich sah: von der höchst eigentümlichen, politisch-praktischen Einwirkung der Staatsuniversität Madison auf den gesamten Bauernstaat Wisconsin, in dessen Hauptstadt sie thront, dem Staatenhause, dem „Kapitol“, gegenüber, Hügel neben Hügel und Macht neben Macht; sie durchtränkt ihr ganzes Land in erstaunlichem Maße mit einem beinah allgegenwärtigen täglichen Unterricht durch Schrift und Rede, und mit politisch-sozialer Reformarbeit, in der ein großes Stück deutscher, Bismarckischer Ideen steckt. Ich möchte Ihnen erzählen von der Gliederung und der Arbeit und dem Leben der Cornell-Universität zu Ithaca, deren Bild in so manchem Zuge meiner Darstellung ohnehin hindurchscheinen wird: ich würde besonders gern von der mehr stillen und einsamen Spiegelung sprechen, die alle amerikanischen Kulturprobleme in diesem lieblich-ländlichen Musensitze finden, der friedenvoll und lächelnd

über der Kleinstadt drunten im Tale und über seinem blauen langen See mit dem indianischen Namen ruht, wie eine deutsche Kleinstadtuniversität, und der wie diese alles Leben der Nation mitempfindet und mitlebt, aber mehr noch als Betrachter und Verarbeiter denn als Mitkämpfer. Jedoch für den hamburgischen Hörer sind die Großstadt-Universitäten charakteristischer. Da ist das vornehme, geisterfüllte, allezeit triebkräftige Harvard in Cambridge, das engverwachsen ist mit der Nachbarstadt Boston, die älteste amerikanische Universität neben der ältesten Großstadt amerikanisch-englischer Bildung, die beiden historischen Hauptstätten der gesamten Union in dichtem Beieinander; auch dieses altenglische Harvard ist von dem neuen deutschen Zuge zur wissenschaftlichen Durchbildung früh und stark ergriffen und lebendig fortgestaltet worden: hier hat Präsident Eliot seine Universitätsreform betrieben, von hier aus betreibt Hugo Münsterberg seine amerikanisch-deutsche Kulturpolitik. Da ist, an historischer Stätte gleich Harvard, in Philadelphia die Pennsylvania-Universität: in einer alten Stadt, deren heutiges Leben den Besucher stärker und gegenwärtiger anmutet als das Bostons, eine alte, frisch bewegte Universität voll stattlicher wissenschaftlicher Arbeit. Da ist, ganz neu, zur Seite ihrer neuen

haftenden Riesenstadt, die Universität Chicago: dereinst, vor 20 Jahren, außerhalb der Stadt begründet, jetzt längt von ihr eingeholt und umfaßt – ähnlich, wie es Columbia mit New York ergangen ist. Aber noch immer liegt die Universität Chicago einigermaßen für sich, auf ihrem breiten Gelände, zwischen den großen Parks, dem meergleichen Michigansee benachbart; und eine Welt für sich stellt sie noch immer dar, befruchtet durch Rockefellers unvergleichlich üppigen Millionenregen, die Gebäude prächtig, ein wenig prahlend und überaus praktisch zugleich. Alle alten und alle neuen Aufgaben der amerikanischen Universität sind da lebendig neben einander entwickelt, auch das Reingeistige, das Reinwissenschaftliche: ich hatte das Glück, auch hier einem ganz besonders reichen und sympathischen Kreise schaffender Gelehrter zu begegnen.

Und überall fand ich Eins: überall genoß die Universität einer auffallend starken Liebe und Pflege durch ihre Umgebung. Ich habe mit Professoren, aber auch mit den Männern der akademischen Verwaltung, den Präsidenten, den Kuratoren (trustees), den Freunden der Universität gesprochen, mit Geschäftsleuten, Praktikern des wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens, Rechtsanwälten, Ärzten außerhalb der Universität. Da hat man mich (darf

ich es hier erzählen?) immer nach Hamburg gefragt, und wenn ich dann über die Widerstände sprach, die der dort draußen freudig und verständnisvoll begrüßte Universitätsantrag des Senats hier fand, wenn ich sprach von den Gegenständen, den Einwänden und den Abneigungen, von der Abneigung hamburgischer Körperschaften und Berufskreise, von den Befürchtungen unheilvoller Folgen dieser neuen Gründung für Hamburgs allgemeines Dasein, dann durfte ich die Gesichter meiner Unterredner nicht recht ansehen. Das erschien ihnen von ihrem Gesichtspunkte aus, und soweit ihre Höflichkeit sie sich äußern ließ, wie eine Summe schwer begreiflicher Bedenklichkeiten, ja vielleicht halb abergläubischer Vorurteile, die vor keiner Erfahrung stehenhalten könnten; sie schüttelten den Kopf. Hatte nur ich ihnen falsch berichtet? Sie jedenfalls waren eins mit ihrer Universität. Gerade in diesen mit Hamburg unmittelbar vergleichbaren Handelsstädten ist mir das überall entgegengetreten, wie es ja auch für die verwandten großen englischen Handels- und Industriestädte gilt, die in den letzten 15 Jahren sich mit einem Kranze von deutschem Geiste nicht unbeeinflusster Universitäten geschmückt haben. Diese amerikanischen Großstädter, das erfuhr ich, wollen diesen Nebenstrom geistigen Daseins, diese Berührung mit gei-

stigen, wissenschaftlichen Kräften. Sie gehen aus von der allgemeinen Erziehung der gebildeten Schicht aller Berufe, der führenden Schicht der Nation, im College, aber sie wollen nicht minder die wissenschaftliche Lehre und die wissenschaftliche Forschung und die Verbindung beider nach deutscher Art. Sie sehen darin eine belebende und notwendige Kraft auch für das wirtschaftliche Dasein ihrer Kommunen und für die innere Vornehmheit und den inneren Reichtum des Daseins überhaupt. Sie sprechen davon mit Stolz und Freude und arbeiten daran mit. Alle Hände sind für diese Universitäten offen; die Pracht der Bauten überall im Osten und im Westen predigt davon, und mag es sein, daß der Reichtum des Inhalts noch nicht überall der Pracht der Schale völlig entspricht, so wächst doch der Inhalt unablässig nach und bereichert sich auch. Und es sind die Universitäten, nicht etwa isolierte Forschungsinstitute, an die diese Hoffnungen gesteigerten Lebens sich knüpfen. Ein kluger englischer Beobachter hat jüngst beschrieben, wie nutzlos und einflußlos die Fülle von staatlichen Forschungsinstituten für die allgemeine geistige Atmosphäre der Bundeshauptstadt bleibe, die in Washington arbeiten und nicht lehren und nicht miteinander verknüpft sind. —

Das also war die Summe meiner Eindrücke: ein Blühen und Vorwärtstreiben, andersartig als bei uns, aber angefüllt mit deutschen Anregungen, und, davon ging ich aus, historisch-aristokratisch, aristokratisch nicht im Klassenfinne, aristokratisch durch Bildung, durch den Zusammenhang mit älteren Kulturen, durch den Zusammenhang eines neuen, allen geöffneten, geistig gehobenen Standes in sich selbst. Diese Schichten dringen ein in die amerikanische Politik, trotz aller Skepsis und allen Schmutzes, die an dieser Politik kleben. Theodore Roosevelt und Woodrow Wilson, beide stammen sie aus dieser Schicht, beide Universitätsleute und Schriftsteller, Wilson selber lange Professor und Präsident einer Universität. „Grüßen Sie meine Kollegen an den deutschen Universitäten!“, so lauteten bei meinem Besuche im Weißen Hause seine letzten Worte.

Für Amerika entspringt, was ich eben geschildert habe, einer neuen Notwendigkeit vergeistigender Entwicklung. Deutschland hat im 19. Jahrhundert die umgekehrte Entwicklung durchgemacht. Es ist aus weltfremder Geistigkeit in die Wirklichkeit eingetreten, und wir alle wollen diese Wirklichkeit festhalten. Aber seit zwei Jahrzehnten spüren wir doch auch die steigende Sehnsucht, mit dieser Wirklichkeit die Pflege des Geistigen wieder stärker zu verbinden

und neben den Namen, der uns die Welt bedeutet, neben Bismarck, dessen wir wahrlich jeden Tag bedürfen, in vol-  
lerem Maße auch wieder Goethe zu stellen. Wir sind ame-  
rikanischer geworden, Amerika ist europäischer, deutscher  
geworden, wir selber streben wieder zum Geistigen hin:  
wir Deutschen dürfen diesen Annäherungsprozeß der bei-  
den Nationen und diesen Lebensprozeß des amerikanischen  
Volkes mit freudigem Anteil begrüßen. —

Ich habe Ihnen berichtet als Historiker und als Professor.  
Ich habe mich drüben, als Hamburger, — von dem Anlaß  
hörten Sie schon — auch nach Lehren für meine engere  
Heimat gefragt. Sie erlauben dieser Abschiedsrede ein  
knappes Schlußwort unter dem Gesichtspunkte Hamburgs.  
Ich habe dabei nur die Folgerungen zu ziehen aus dem,  
was ich soeben sagte. Ich darf daran erinnern, daß ich im  
Jahre 1907 mit einer Antrittsrede vor Hamburg hingetreten  
bin, in der ich von der Durchdringung des deutschen Bürger-  
tums und Städtetums der jüngsten Gegenwart mit gei-  
stigem Bedürfnis und akademischem Ehrgeiz sprach. Auch  
Hamburg sah ich auf diesem Wege; ich suchte die Ver-  
bindung Hamburgs und seiner wirtschaftlich größten Zeiten  
mit der geistigen Bewegung auch in der Vergangenheit  
auf, und ich fand und finde noch das wunderliche Dogma

von Hamburgs natürlicher Geistesfremdheit, von der natürlichen gegenseitigen Ausschließung geistigen und wirtschaftlichen Lebens, von der angeblich „genialen Einseitigkeit“ dieser Stadt, die sie zum Banaufentum verdammen soll, ebenso ungeschichtlich wie unpraktisch: ein Dogma, das aus einer zeitweiligen Verengerung und geistigen Verarmung im 19. Jahrhundert, die sich aus bestimmten historischen Gründen begreift, eine dauernde Eigenschaft und gar einen Vorzug machen will. Die deutsche Entwicklung der letzten Jahre gibt diesem Dogma nicht Recht. Jener lebensstarke Ehrgeiz deutscher Städte auf geistige Bereicherung hat seine Bahnen weiter verfolgt. Frankfurt a. M., Mannheim, Düsseldorf haben Hochschulen ausgebildet, Dresden hat seine Ansprüche für die Zukunft angemeldet. Wir haben in diesen Jahren in Hamburg selber das Kolonialinstitut, wir haben die neuen Professuren erhalten: wir haben den gesamten wissenschaftlichen Betrieb sich erweitern gesehen. In diesem Gebäude hat er sich wachsend entfaltet und neigt nun schon dazu, diese Mauern zu sprengen. Die Bürgerschaft hat die vereinigende Weiterentwicklung des gesondert Entstandenen, des Kolonialinstituts und des Vorlesungswesens, verlangt; der Senat hat seinen Universitätsantrag eingebracht. Ich wende, in diesem Vortrag, der keine Kampfreden ist,



die Ergebnisse meiner amerikanischen Schilderungen auf die Kämpfe an, die uns heute in Hamburg umgeben. Ich spreche für mich allein – wes das Herz voll ist, des darf der Mund ja wohl, zumal in einer Abschiedsstunde, übergehen. Ich wiederhole die Überzeugung, die ich beim Eintritt in diesen Kreis ausgesprochen habe, und ich glaube zu wissen, daß ich in ihr mit sehr vielen meiner bisherigen Mitbürger einig bin. Nur kurze Sätze reihe ich da auf. Ich brauche nicht zu sprechen von dem wirtschaftlichen Nutzen einer um das Kolonialinstitut herumgebauten, auf die weite Welt hinausblickenden Universität für den Hamburger Handel unmittelbar. Diese direkte Nützlichkeit hat meines Wissens niemand bezweifelt; sie braucht vielleicht auch nicht an eine Universität gefesselt zu sein. Ich überlasse es anderen, die selber aus dem Kaufmannstume herkommen, den Nutzen einer geistigen Schulung hohen Stiles für die gesamte Stellung des Kaufmannsstandes im nationalen Leben zu erhärten. Ich möchte, von meinem Standpunkt aus, noch stärker die allgemeine Förderung betonen, die dieser Stadt und diesem Staate, für ihr gesamtes Leben, die Einführung so vieler geistiger Quellen, wie nur eben möglich, bedeutet. Ich möchte betonen, wie sehr eine große Organisation, wie diese Stadt es ist, die

Entfesselung all ihrer Lebenskräfte und den Gewinn aller Anregungen, die sie nur erreichen kann, für ihre eigene innerliche Fortentwicklung braucht. Ich möchte noch ernster darauf hinweisen, wie sehr der Staat Hamburg Anlaß hat, seine Individualität, auch die kulturelle, so voll wie nur möglich auszubauen, sich selber zu kräftigen und zu behaupten als allseitiges Wesen in sich, in einer Zeit, wo eine soeben eindringende neue Finanzgesetzgebung des Reiches die Sonderstellung, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten stärker, als wir es früher ahnten, zu bedrohen beginnt: er hat Anlaß, inmitten steigender unitarischer Flut alle produktiven, alle machtbildenden Kräfte seines eigenen Daseins zu entwickeln, neue Mittelpunkte in sich zu schaffen, von denen ihm Leben kommen kann, das ihn hält und trägt und seine nationale Stellung erhöht – Frankfurt, das ehemals freie, das auf seine Freiheit verzichten gemußt, weiß ganz genau, weshalb es seine Individualität durch eine Universalität zu stärken trachtet! Und ich sehe überdies in der Hamburger Bevölkerung neben den allezeit mit gutem Rechte vorwaltenden kaufmännischen Bedürfnissen und Schichten andere Bedürfnisse und andere Schichten, die auch ihre Befriedigung fordern.

Vor allem aber betone ich das eigene Recht des geistigen Lebens. Die hamburgische Politik der verantwortlichen Gewalten in Senat und Bürgerschaft geht mit gutem Fug vom Greifbar-Tatsächlichen aus. Da ist der Weg ja bekannt: Das Kolonialinstitut, so lebendig es begonnen hat und so lebendig es werden kann, stirbt ohne jeden Zweifel hin, wenn es nicht entwickelt wird. Das Vorlesungswesen, das sich so zugkräftig ausgestaltet hat, wird notwendigerweise seine Schwungkraft verlieren, es muß verarmen, es muß subaltern werden, wenn es allein bleibt. Den akademischen Einstrom von wechselnden, lebendigen Kräften brauchen sie alle beide, sie brauchen das neue Blut wissenschaftlicher Hörer und Mitarbeiter. Der Weg allein kann vorwärts führen, der diese Daseinsbedürfnisse befriedigt. Ich sehe praktisch keinen andern als den der Universität. Das ist die, wie ich glaube, praktisch unausweichliche Folgerung der Lage; man wird keinen andern Ausgang finden. Dem Professor aber, der diesen Weg der praktisch staatsmännischen Beweisführung anerkennt; dem Professor, der indessen innerlich doch seinen eigenen geistigen Bedürfnissen gehorcht, dem unbedingten Bedürfnis nach der regenerierenden Kraft eines lebendigen Austausches von Lehre und Forschung,

von jung und alt, von Schüler und Lehrer, von Hall und Widerhall; dem Professor, der an seinen Beruf glauben und ihm folgen muß, wenn er überhaupt wert sein soll zu existieren, und dem das Geistige oberstes Gebot und innerste Überzeugung ist: ihm wollen Sie erlauben, doch am stärksten den Glauben zu bekennen, daß auch und gerade das Unausrechenbare seinen praktischen Wert besitzt, daß es nichts Unpraktischeres gibt als die Blindheit für den Wert des Unpraktischen, daß auch die praktischen, die wirtschaftlichen, die politischen Mächte verdorren, wenn nicht eine stete geistige Erneuerung sie speist, daß die Gefahr der geistigen Engigkeit, der wirtschaftlichen Einseitigkeit, der kulturellen Banalität eine wirkliche Gefahr ist für die persönlichen Lebenskräfte, aus denen alles Lebendige, alle Arbeit, aller Wohlstand sprießen muß. Der Drang allgemeiner, menschlicher, gedanklicher, kultureller Bildung, allgemeinen Denkens, ist heute in Deutschland lebendiger als seit langem. Keine Fachschule kann diesen gegenwärtigen Bedürfnissen genügen, keine Begrenzung auf das Nützliche ist wahrhaft nützlich. Nur die Universität im vollen geistigen Sinne ist wirklich modern. Und kein Stück Deutschlands, lebensvoll in sich, hat diese stete Lebenserneuerung, diese Pflege der verborgenen Triebkräfte des

geistigen, persönlichen, schaffenden Lebens, aus dem alle große Wirkung aufsteigt, diese Pflege der verdeckten Wurzeln alles Daseins, diese Pflege des Geistigen nötiger als eine wirtschaftliche Großstadt. Ich schöpfe daraus den Glauben an die Notwendigkeit voller geistiger Organisation gerade für Hamburg.

Die Nordamerikaner sehen in Bildung Macht. Sie sind gewiß voll jugendlichen Stolzes auf alles, was sie besitzen und hegen. Aber sie waren bisher doch auch keine schlechten Rechner. Sie wollen die Entfaltung und Abrundung der Individualität ihrer Großstädte, sie wollen deren Verbindung mit der Bildung ihrer Nation und der Welt; sie wünschen, praktische Leute wie sie sind, die wirtschaftliche Einseitigkeit, die sie nicht für genial, nicht für einen Lebensquell, nicht für einen Ruhm erachten, in diesen ihren großen Kommunen zu überwinden. Sie strecken ihre Arme nach dem Geistigen draußen und wehren es nicht ab. Auch für Hamburg ist die Gesundheit seines Gesamtlebens in Frage, sein innerliches Leben mit der Nation, seine innerlichen Triebkräfte.

Meine Damen und Herren! Die Frage der Universität schwebt. Mich hat der Ruf an eine große und schöne, ältere Hochschule, der gewiß immer seinen mächtigen Reiz ge-

habt haben würde, getroffen, ehe jene Frage hier entschieden ist. Ich kann nicht mehr warten, ich kann, inmitten der erregenden Kämpfe, die hier begonnen haben, die Ungewißheit in Zeit und Art der Lösung nicht abwarten; ich muß gehen: nur dieses einen Grundes halber. Denn ich gehe schweren Herzens, aus lieb gewordener Umgebung, die mir eine Heimat zu werden versprach. Meine Hoffnung bleibt, daß die Sache, der auch mein hiesiges Dasein zu dienen hatte, daß die Universität Hamburg doch an ihr Ziel gelangt – weil ich überzeugt bin, daß es eine lebendige Lösung, eine Lösung im Sinne des Lebens und nicht des Todes, außer dieser einen nicht gibt. Und dies bleibt – auch der Gegner wird mir seine Aussprache verzeihen – in dieser Stunde mein unerflickbarer Abschiedswunsch, daß dieses Werk dennoch gelinge. Es ist, wie ich vor Ihnen bekannt habe, meinem Glauben nach für Hamburg ein Wunsch des Reichtums, der Lebendigkeit, des Verständnisses für die Antriebe und Gebote der Zeit. Es ist der Wunsch eines stets in dankbarer und herzlicher Gemeinschaft mit dieser Stadt Verbundenen, der Wunsch eines, der gern in Hamburg selber die Früchte dieses Werkes, an dem auch er bescheidenlich mitzuschuf, miterlebt haben würde. Die persönlich schönste Frucht dieser für mich reichen und un-

vergeßlichen Jahre nehme ich auch heute mit: dieses Gefühl des innerlichen Zusammenhanges mit dieser Stadt, mit meiner Hörerschaft durch so manchen Winter hin. Keiner wird sich heller über die Vollendung freuen, die ich für Hamburg erföhne, als ich. Innerlich ein Getreuer, obwohl ich heute scheiden muß, sage ich in diesem Saale denen, die mir für mich immer der Inbegriff Hamburgs gewesen sind, meinen Dank und meinen Gruß und aus bewegtem Herzen mein Lebewohl.

---

# Männer und Zeiten

## Essays zur neueren Geschichte

Von

Geheimrat Professor Erich Marcks

7. und 8. Tausend. 2 Bände zu 20 Bogen.

Brochüert Mark 10.—

In Originalleinenband Mark 12.—

„Alfred Lichtwark zur Feier seines 25jährigen Jubiläums zu ehren, hat Erich Marcks die Früchte 25jähriger historischer Arbeit zum Strauß gebunden, und alle, die in ihm den Meister des historischen Essays, den feinen und geistvollen Beherrscher der Kunst, Männer und Zeiten zu charakterisieren, bewundern, werden es ihm danken. Diese 28 Reden und Aufsätze führen uns durch den ganzen weiten Bereich seiner Forscherarbeit: von der Hugenottengeschichte, der seine erste Liebe als Historiker galt, bis zu Bismarck und zu den politischen Konstellationen der Gegenwart . . . Es sind köstliche Früchte, die uns in diesen beiden Sammelbänden geboten werden, voll Reife und Saft. Das stilistische Gewand einer sehr subjektiven, sehr sorgfältig geöhlten und dennoch kräftigen Sprache von starker Bildlichkeit erhöht noch den Genuß des Lesens.“ (F. Född. Literarisches Zentralblatt für Deutschl.)

„So gehören denn die beiden soeben erschienenen Bände zu dem Schönsten, was man heute lesen kann. Eine doppelte Meisterchaft offenbaren sie vor allem (die sich auch in seinem ‚Bismarck‘ zeigt): die Kraft plastischer Gestaltung von Persönlichkeiten und die tief eindringende Kunst, unsichtbare Verbindungsfäden allgemeiner Bewegungen in feinstem Nachempfinden aufzudecken. Der Historiker Marcks ist eben auch Künstler und — Philosoph, er hat den Sinn für das Allgemeine im Besonderen und vermag gleichzeitig das Besondere in typischer Gestaltung vorzuführen. Er schafft stets abgerundete, lebensvolle Bilder, die uns blitzartig das innere Wesen der geschilderten Persönlichkeiten beleuchten . . . Die Feinheit der Analyse und die Kunst der Anordnung, die gleichzeitiges nacheinander so darstellt, daß es als gleichzeitig erscheint: sie kann nur der nachempfinden, der selbst mit historischen Stoffen gerungen hat.“ (Privatdoz. Dr. O. Braun. Hamburger Fremdenblatt.)



